

FEJDMANN, E.H.

DIE FRAU (Wien) Sozialdemokratische Monatsschrift für Politik, Wirtschaft, Frauenfragen, Literatur

Nr.: 3

TAG: MÄRZ 1932 15/

## Tagebuch eines fünfzehnjährigen Mädchens

Von Else Feldmann



März 1920.

**A**ls ich vor einem Jahre als Konfirmationsgeschenk von meiner lieben, guten, alten, französischen Lehrerin dieses schöne Tagebuch mit silberner Schließe erhielt, da dachte ich nicht daran (obwohl wir arm sind), unglücklich zu werden. Früher, als ich noch kein Tagebuch hatte, in dem ich meine geheimsten Gedanken für mich allein aufschreiben konnte, da kam es vor, daß ich manchmal das Datum von Unglückstagen irgendwohin aufschrieb — auf die Rückseite des Tisches oder in die Wand ritzte — oder auf die Außenseite eines Bildes in unserer Schule. Auf dem Bilde „Ernte“, das der Schule Wittelsbachgasse gehört, schrieb ich in eine Ecke, ganz klein: 19. August 1916 war mein großer Unglückstag — da verlor ich meinen Vater . . . gefallen.

Böse Zahlen — vor sechs Monaten schrieb ich ein: Heute, 6. Oktober, wurde mein Bruder, zwölf Jahre alt, Schüler der zweiten Realschulklassen, in einem Krankenhaus abgegeben. Er hatte eine Erkrankung an der Schulter und litt sehr. Hoffentlich wird er gesund; es ist mein Wunsch bei Tag und Nacht.

14. März 1920.

Heute fahre ich auf vierzehn Tage zu unserer Tante nach Schwarzau. Vielleicht wird das Fieber auf dem Lande gut. Ich bin jung und will nicht, ich will nicht krank sein — ich will nicht sehen, wie Mutter weint.

18. März.

Hier in Schwarzau ist es sehr schön. Der Frühling beginnt. Mir tut nichts weh, als der rechte Fuß, die große Zehe. Ich trage darum meine weißen Leinenschuhe, die ich mir vorsichtig mitgenommen habe — wenn sie auch groß und häßlich sind —, aber in den Lederschuh ist es, als wäre es nicht die große Zehe, sondern alle Zehen und mir wird dann voll Angst . . . Die Hauptsache ist, daß die Tarite nichts merkt, ich gehe daher wenig vor ihren Augen, damit sie das Hinken nicht

sieht — denn, ich will nicht krank werden und im Krankenhause liegen. — — — Die Tante fragt, ob ich länger bleiben möchte, ich sagte nein. Abends ist immer Gesang und Hörnerschall in der Allee — ich weiß nicht ob es Hörnerschall heißt — es sind wohl ein oder mehrere Waldhörner — aber ich habe es lieber, wenn es ganz still ist, die Hörner sind so laut und erschrecken mich — — —

20. März.

Gestern hatte ich kein Fieber und keine Fußschmerzen und ich jubelte den ganzen Tag und wollte schon an Mutter schreiben — ein Wunder, ein Wunder, sagte ich abends leise, das liebe Wunder! Und schlief ein — und heute ist wieder alles wie es war, die Schmerzen und alles — — —

24. März.

Ich bin zum Fluß hinuntergegangen und habe den Mädchen zugeschaut, die die Wäsche waschen — sie prügelten sie und unterhielten sich und sangen „Loreley“ . . .

Ich weiß nicht, wie es jetzt zu Hause ist, ob sie etwas zu essen haben. Ich habe lange nicht mehr Mutters goldenes Medaillon mit Vaters Bild gesehen, ich glaube — ich will es nicht aufschreiben — alles, was sie tut, ist wohlgetan. Mein Fuß tut heute so arg weh, daß ich schon zwei oder drei Tränen darüber vergossen habe; man sieht nichts, nur ein ganz wenig angeschwollen.

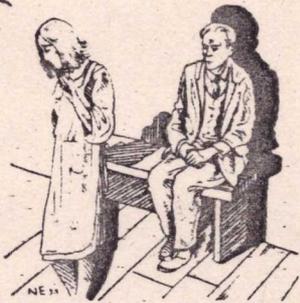
5. April.

Morgen fahre ich nach Hause, Wien, II. Bezirk, Am Schüttel . . . Mein Bruder ist mit seinen sechzehn Jahren viel zu still für einen Burschen; das finde ich jetzt, wo ich andere Burschen in seinem Alter kennenlernte. Wenn er abends nach Hause kommt und seine Kappe, seine dunkelgestreifte Kappe mit Schild aufgehängt und sich ruhig und still an den Tisch setzt, ist es so traurig, daß ich weinen möchte. Was hat es für einen Sinn, wenn der arme Junge in einem Kontor Briefe registriert und kopiert — — unser Leben ist freudlos.

8. April.

Meine Schwester ist Gärtnerin, ich will es auch werden, noch lieber möchte ich zeichnen; noch am liebsten möchte ich arbeiten, was immer, um meiner Mutter zu helfen. Es ist noch immer nicht entschieden, was ich lernen soll. Der Arzt sagte, daß wir, auch mein Bruder, der Kaufmannslehrling, gefährdet seien, erblich vom Vater, sagt er, und die größte Aussicht, gesund zu werden, hätte meine Schwester, weil sie auf dem Lande ist und gute Kost bekommt. Wir alle vier Kinder sind tuberkulös. — Das sind schlimme Ge-

danken für mich. Wenn wir alle sterben sollten und Mutter ganz allein bleibt! Wohl müßte sie dann nicht so viel arbeiten, ein Mensch hat bald genug — aber was würde sie ohne uns anfangen, ganz allein, wenn sie auch schönere Kleider hätte. —



15. April.

Muß dies alles in dich einschreiben. liebes Tagebuch, kann dir keine fröhlichen Gedanken geben. . . Jemand sagt: Die Stadt geht zugrunde; ich dachte lange darüber nach, dann fragte ich die erste Person, die ich auf der Treppe traf: „Was bedeutet das, die Stadt geht zugrunde?“ — Ich hatte ja die Pfeiler an der Sophienbrücke angesehen, ich prüfte das Pflaster — die Häuser stehen fest — wie kann eine Stadt zugrunde gehen? Das ist mir rätselhaft. Ich erhielt die Antwort, die Menschen wären es, die zugrunde gingen. Und das verstand ich; ich hatte ja gesehen, meinen Vater zugrunde gehen, Schriftsetzer der Staatsdruckerei, 45 Jahre alt, 22 Dienstjahre, mein Bruder lag in einem fürchterlichen Spital, Gassergasse, die meisten Kinder dort hatten amputierte Glieder, und es wurde davon gesprochen, auch ihm — ich will das nicht aufschreiben, ich kann es nicht denken — und mein Bruder, der Kaufmannslehrling — er muß für alle Angestellten Wege machen, dem einen ein Glas Bier holen, dem anderen Theaterkarten, den ganzen Tag wird er herumgeschickt, dafür bekommt er gerade so viel Lohn, als es ein Beitrag für Schuhsohlen ist, drei Jahre Lehrzeit heißt es — er ist ein blasses, trauriges Kind, und ich würde gerne dafür leiden, könnte ich es machen, daß er rote Backen kriegt. — —

O, o, nur meine Schwester wird gerettet werden, von den vielen, die zugrunde gehen müssen. — —

In zehn, in zwanzig Jahren wird sie noch auf dieser Welt sein — vielleicht zusammen mit Mutter — übriggeblieben von uns allen.

15. April.

Morgen gehen wir auf die Klinik wegen meines Fußes: ich konnte es der Mutter nicht länger verschweigen — sie war leichenblaß, trennte ein Band, das sie eben an ihren Sommerhut angenäht hatte, wieder ab —

heute trug sie ihn ohne Band und er sieht alt und staubig aus — sie hat für morgen einen halben Tag frei von ihrem Geschäft bekommen — nachts hatte sie für mich Wäsche und Kleider gewaschen — ich glaube, sie hat das neue Hutband verkauft, weil sie mir eine Apfelsine brachte. Mutter ist eigentümlich, sie ist schmeichlerisch, zärtlich, sie ist so verstockt und kann uns ihre Liebe nicht zeigen: ihre große Liebe zu uns beweist sie nur in ihrer Aufopferung.

18. April.

Heute bin ich fast nicht zum Aufschreiben gekommen, so viel hatte ich zu tun. Auf der Klinik mußten wir warten von 9 bis 1 Uhr. Dafür hatte der Professor selbst den Fuß angeschaut. Ich kann es ruhig aussprechen — ich habe mich schon daran gewöhnt — so gewöhnt man sich Schritt für Schritt — — — Es ist Knochentuberkulose — aber es kann nach vielen Monaten Bestrahlung gut werden. Meine Mutter weinte und sagte: „Herr Professor, so ein großes, hübsches Mädel und wie brav und gut sie ist — soll sie mir denn zugrunde gehen — — —“ Da gab er uns einen Zettel und schickte uns zu einem anderen Arzt, der sagte: „ja, Sie haben Glück, es ist zufällig ein Platz frei geworden, sonst hätten Sie ein halbes Jahr lang warten müssen. . .“ Aber wer mir in Wirklichkeit den Platz verschafft hat, das weiß ich: Das waren die Tränen meiner Mutter, denn ihnen kann niemand widerstehen.

Ich werde in einem Jahr gesund sein! Der Professor hat es gesagt. Es waren heute 300 Kinder mit ihren Müttern da — Neue. Sie wurden erst eingetragen. Überall stand Befund: Knochentbc. — — Am 4. Juni ist mein Bett bereit.



1. Mai 1920.

Heute Abend saß ich mit meiner Mutter zusammen: sie hielt meinen kranken Fuß in ihrem Schoß — es war dunkel, ich sagte: „Mutter, zeig mir dein Gesicht.“ Sie weinte. „Warum weinst du?“ „Ich weine nicht.“ Ich tröstete sie, denn ich konnte es ja: „Ich werde ja gesund und dann werde ich etwas lernen und für dich sorgen und wir werden glücklich sein.“